

Astrid Riedler-Pohlers

## Die medizinische Praxis jüdischer Ärzte in Aschkenas

Im spätmittelalterlichen Deutschland waren Juden als Ärzte zum Teil hoch angesehen, aber auch umstritten. Einerseits wandten sich Patienten aus allen sozialen Schichten an diese Mediziner, andererseits waren sie oft extremen Einschränkungen unterworfen, sowohl von kirchlicher als auch von weltlicher Seite. So bat am 20. Oktober 1500 in Frankfurt die jüdische Gemeinde den Rat der Stadt, „Josef (dem Judenarzt) keinerlei Sonderrechte, die der jüdischen Gemeinschaft entgegenstehen, einzuräumen“<sup>1</sup>. Offensichtlich war es üblich, den Ärzten Privilegien zu gewähren, andernfalls hätte die Gemeinde nicht diesen Wunsch äußern müssen. Als derselbe jüdische Arzt wegen eines Vergehens verhaftet worden war, setzten sich R. Johann von Breitenbach und der Herr von Hahnstein und Brendel für ihn ein.<sup>2</sup> Hier wird die privilegierte Stellung des „Judenarztes“ deutlich, für den auch höher gestellte Persönlichkeiten eintraten. Schon seit dem Jahre 692 wurden Verbote von den katholischen (später auch von den protestantischen) Kirchenvätern gegen Judenärzte erlassen, durch die sie versuchten, Christen von einer Behandlung durch jüdische Ärzte abzuhalten.<sup>3</sup> Es gab auch weltliche Einschränkungen und Verbote, die ebenso wie die klerikalen immer wiederholt und verstärkt wurden. Dies wäre sicherlich nicht nötig gewesen, wenn sich die Bevölkerung strikt an diese gehalten hätte. Daran lässt sich erkennen, wie beliebt jüdische Medizi-

<sup>1</sup> Dietrich Andernacht (Hg.): Regesten zur Geschichte der Juden in der Reichsstadt Frankfurt am Main von 1401–1519. (Forschungen zur Geschichte der Juden, Abt. B, Quellen, Bd. 1). Hannover 1996, Nr. 3179.

<sup>2</sup> Ebd.: Nr. 3249: „1502 Februar 17–22 [!] R. Johann von Breitenbach, Vitztum zu Mainz, verwendet sich für den in Frankfurt verhafteten Judenarzt Josef, Salmans Sohn. Mit ihm der Herr von Hahnstein und Brendel. – Der Rat winkt ab, weist darauf hin, daß er in Anbetracht des Vergehens strafen muß, sichert schließlich zu, denselben, wenn weiteres nicht hinzukommt, nicht am Leben zu strafen.“

<sup>3</sup> Robert Jütte: Contacts at the Bedside: Jewish Physicians and Their Christian Patients. In: R. Hsia Po-chia; Hartmut Lehmann (Hg.): In and Out of the Ghetto: Jewish-Gentile Relations in Late Medieval and Early Modern Germany. Cambridge 1995, S. 137–150; hier: S. 140f.

ner im Mittelalter gewesen sein müssen. Von kirchlicher Seite wurde oft auf eine angebliche Gefahr für das Seelenheil hingewiesen, im Mittelalter ein sehr wichtiges Argument, das bestimmt den einen oder anderen Patienten dazu bewegte, doch lieber christliche Ärzte aufzusuchen. Außerdem versuchten kirchliche Autoritäten vor allem seit dem beginnenden 13. Jahrhundert, den alltäglichen Umgang zwischen Juden und Christen weitestgehend einzuschränken, was ebenfalls die Tätigkeitsfelder jüdischer Ärzte betraf.<sup>4</sup> Ende des 15. Jahrhunderts bemängelte der Volksprediger Geiler von Kaysersberg zum Beispiel, dass viele „artznei suochen von iuden, von alten weiberen und von anderen, die artznei nit gelert haben“.<sup>5</sup> Er wies außerdem auf ein Dekret hin, das Christen die Konsultierung jüdischer Mediziner untersagte:

„Von iuden hastu ein offentlich decretal, daz man kein artznei von in nemmen sol, es sei dan yn nöten, wan man kein anderen artzet haben möcht.“<sup>6</sup>

In Frankfurt findet sich ein Beispiel für die Einschränkung eines jüdischen Mediziners in der Ausübung seines Berufes: Als der Herr von Hanau den Stadtrat Frankfurts bat, den jüdischen Arzt Daniel von Babenhausen aufzunehmen, stimmte der Rat am 24. Juni 1477 „unter der Voraussetzung, daß er keine Christen behandelt“, zu.<sup>7</sup> Ob Daniel tatsächlich nur Juden,



1 Der jüdische Arzt Ephraim, mit einem mittelalterlichen jüdischen Hut bedeckt, behandelt den Heiligen Basil

<sup>4</sup> Dietmar Willoweit: Die Rechtsstellung der Juden. In: Arye Maimon, Mordechai Breuer, Yacov Guggenheim (Hg.): *Germania Judaica*. Bd. III, 1350–1519. 3. Teilband. Tübingen 2003, S. 2165–2207; hier: S. 2186 f.

<sup>5</sup> Siehe Jacques Hatt: *Une ville du 15 siècle*, Strasbourg. Strasbourg 1929, S. 382 f. mit Anm. 1; wiedergegeben bei Gerd Mentgen: *Studien zur Geschichte der Juden im mittelalterlichen Elsaß*. (Schriftenreihe der Gesellschaft zur Erforschung der Geschichte der Juden e. V., Abteilung A: Abhandlungen, Bd. 2.). Hannover 1995, S. 591.

<sup>6</sup> Ebd.

<sup>7</sup> Andernach: *Regesten* (wie Anm. 1), Nr. 1918: „1477 Juni 19 [!] Der Herr von Hanau bittet, dem Juden(arzt) Daniel (von Babenhausen) oder dessen Sohn in Frankfurt Stättigkeit zu gewähren. – Den Sohn aufnehmen. [...] Daniel von Babenhausen aufnehmen, unter der Voraussetzung, daß er keine Christen behandelt, 1477 Juni 24.“

oder nicht vielleicht doch auch Christen behandelt hat, geht aus den Quellen nicht hervor. Für ähnliche Einschränkungen und Verbote sind zahlreiche Fälle belegt, ebenso für das Eintreten von verschiedenen adligen und sonstigen höher gestellten Personen für jüdische Ärzte.

Weitaus interessanter sind jedoch die selteneren Quellen, in denen sich Hinweise auf die medizinische Heiltätigkeit jüdischer Ärzte finden. Zwar gibt es zahlreiche Überlieferungen, in denen jüdische Heilkundige erwähnt werden, doch ist die Nennung der Krankheiten und Wunden, sowie der Behandlungsmethoden, Arzneien und Rezepte sehr bruchstückhaft.<sup>8</sup>

So teilte nach einer Quelle vom 6. Januar 1517 aus Frankfurt am Main Walter Fischborn, Amtmann zu Bonames, den Bürgermeister zu Frankfurt mit, dass sein Stiefsohn an der „französischen Krankheit“ leide: Er bat sie, „ihm den Judenarzt Mosche (von Aschaffenburg), der ihm durch den Burggrafen von Friedberg und andere empfohlen wird, eine Zeitlang nach Bonames auszuleihen“.<sup>9</sup>

Hier wird, was selten genug der Fall ist, ausdrücklich eine Krankheit, nämlich die Syphilis, benannt. Mosche traute man das Wissen zu, diese behandeln zu können.<sup>10</sup> Grundsätzlich war die Behandlung von Kranken geprägt von magischen Prak-

<sup>8</sup> Sicherlich gibt es viele weitere Quellen zu jüdischen Medizinern, doch sind viele Archivalien – gerade für Aschkenas – für diesen Aspekt noch ungesichtet und die vorhandenen nicht ausreichend aufgearbeitet. Auch die Sekundärliteratur zum Thema jüdische Ärzte in Aschkenas ist eher spärlich. Dagegen liegen über die Tätigkeit jüdischer Ärzte im muslimischen Raum einige Arbeiten vor: Ron Barkai: *Jewish Medical Treatises in the Middle Ages*. In: Natalia Berger (Hg.): *Jews and Medicine. Religion, Culture, Science, Based on the Exhibit at Beth Hatefutsoth, The Nahum Goldmann Museum of the Jewish Diaspora*. Tel Aviv 1995, S. 45–87; Danielle Jacquart: *The Introduction of Arabic Medicine into the West. The Question of Etiology*. In: Sheila Campbell (Hg.): *Health, Disease and Healing in Medieval Culture*. New York 1992, S. 186–193; Süssmann Muntner: *Aus der ärztlichen Geisteswerkstätte des Maimonides*. In: Paul Wilpert (Hg.): *Judentum im Mittelalter. Beiträge zum christlich-jüdischen Gespräch*. Berlin 1966, S. 128–145; hervorzuheben ist außerdem das Werk von Joseph Shatzmiller, der sich mit jüdischen Ärzten im christlichen Südeuropa befasste: *Joseph Shatzmiller: Jews, Medicine, and Medieval Society*. Berkeley, Los Angeles, London 1994; für den deutschen Raum ist besonders wichtig: Wolfgang Treue: *Verehrt und angespien. Zur Geschichte jüdischer Ärzte in Aschkenas von den Anfängen bis zur Akademisierung*. In: *Würzburger medizinhistorische Mitteilungen*. Bd. 21 (2002), S. 139–203.

<sup>9</sup> *Andernacht: Regesten (wie Anm. 1): Nr. 4088.*

<sup>10</sup> In der Quelle heißt es weiter: „Mosche das Schreiben hören lassen. Es ihm überlassen, ob er den Auftrag annehmen will, 1517 Januar 8“; es ist jedoch nicht bekannt, welche Antwort Mosche gab.

tiken, zu denen etwa das Auflegen von Amuletten gehörte.<sup>11</sup> Mit der zunehmenden Professionalisierung der Medizin rückten diese Methoden allerdings in den Hintergrund.<sup>12</sup> Da die Behandlung von Patienten Zweck des ärztlichen Berufes ist und war, ist es verständlich, dass im Mittelalter nur äußerst selten genaue Behandlungsvorgänge schriftlich festgehalten wurden. Wie Wolfgang Treue feststellt, kann man nicht einmal bei Augenärzten ermitteln, wie sie genau gearbeitet haben,<sup>13</sup> nur eben dass sie sich auf die Augenheilkunde spezialisiert hatten. Hinzu kommt, dass im Mittelalter die Grenzen zwischen den einzelnen Disziplinen der Medizin fließend waren. Eine Unterscheidung machte man zwischen innerer Medizin und der Chirurgie.<sup>14</sup> Zu den Chirurgen zählten zum Beispiel Stein- und Bruchschneider und auch Augenärzte.<sup>15</sup> Allgemein rechnete die jüdische Medizin Arzneihändler, Apotheker, Wundärzte, Hebammen, Zahnärzte und Tierärzte sowie weitere Spezialisten zu den medizinischen Berufen.<sup>16</sup> Insgesamt kann man Juden aufgrund ihrer eher praktischen Ausbildung zu den Handwerksärzten zählen,<sup>17</sup> die für die „äußeren“ Krankheiten und einfachen chirurgischen Operationen<sup>18</sup> zuständig waren. Die Handwerksärzte waren im Gegensatz zu den akademisch geschulten Ärzten praktisch orientiert. Inwieweit sich Juden tatsächlich mit inneren oder äußeren Krankheiten beschäftigten, muss aber noch anhand von zahlreichen Quellen untersucht werden.

<sup>11</sup> Siehe auch John M. Efron: *Medicine and the German Jews. A History.* New Haven, London 2001, S. 35 f.

<sup>12</sup> Israel J. Yuval: *Juristen, Ärzte und Rabbiner. Zum typologischen Vergleich intellektueller Berufsgruppen im Spätmittelalter.* In: Julius Carlebach (Hg.): *Das aschkenasische Rabbinat. Studien über Glaube und Schicksal.* Berlin 1995, S. 119–131; hier: S. 128.

<sup>13</sup> Wolfgang Treue: *Verehrt und angespien* (wie Anm. 8). Hier: S. 174.

<sup>14</sup> Ebd., S. 187.

<sup>15</sup> Robert Jütte: *Ärzte, Heiler und Patienten. Medizinischer Alltag in der frühen Neuzeit.* München, Zürich 1991, S. 22.

<sup>16</sup> Michael Toch: *Zur wirtschaftlichen Lage und Tätigkeit der Juden im deutschen Sprachraum des Mittelalters.* In: Rolf Kießling: *Judengemeinden in Schwaben im Kontext des Alten Reiches.* (= *Colloquia Augustana*, Bd. 2) Berlin 1995, S. 39–50; hier: S. 45.

<sup>17</sup> Mentgen: *Elsaß* (wie Anm. 5), S. 586; siehe auch Michael E. Graf v. Matuschka: *Hesse der Jude von Salms (Solmes). Arzt und Schriftgelehrter; ein vorwiegend namenkundlicher Exkurs.* In: *Würzburger medizinhistorische Mitteilungen.* Bd. 8 (1990), S. 207–219; hier: S. 208.

<sup>18</sup> Karl-Heinz Leven: *Geschichte der Medizin – von der Antike bis zur Gegenwart.* München 2008, S. 32.

Der Erfolg und die Effizienz, die man den jüdischen Ärzten zuschrieb, lag vor allem in ihrer praktischen Erfahrung begründet, die sie in ihrem alltäglichen Kontakt mit ihren Patienten sammeln und anwenden konnten.<sup>19</sup> Dieses Wissen ermöglichte dem Judenarzt Josef in Frankfurt, nach eigener Auskunft „auf Wunsch des Rats drei Personen erfolgreich zu behandeln, nachdem alle Ärzte dieselben aufgegeben hatten“. Er bot der Stadt auch an, „Arme unentgeltlich zu behandeln“.<sup>20</sup> Er war also im Dienste der Stadt Frankfurt tätig.

Aber die jüdischen Ärzte praktizierten auch unabhängig von solchen Stellungen als viel gefragte Mediziner. Dazu gibt es einige Quellen, die uns ein wenig Aufschluss über die genauere Ausübung des heilkundlichen Berufes jüdischer Mediziner geben können. Hier sei die zum Ausgang des Mittelalters aktuelle Debatte um die Harnschau erwähnt. Während die Harnschau bei christlichen und besonders bei akademischen Ärzten als unsicher und unwissenschaftlich galt, führten Juden diese Art der Untersuchung weiter aus, um Diagnosen stellen zu können. Darüber beschwerte sich zum Ende des 15. Jahrhunderts der oben bereits erwähnte Geiler von Kaysersberg: „Dergleichen sein etliche, die laufen zu den Henckmesigen Juden, und bringen jhn den Harn, und fragen sie umb rath.“<sup>21</sup> Die Patienten beruhigte dies, nicht nur weil sie das Gefühl hatten, dass jemand etwas tat, um ihnen zu helfen, sondern auch weil sie diese Art der Suche nach der Krankheitsursache von alters her gewohnt waren.<sup>22</sup> Diese Methode blieb bis weit ins 17. Jahrhundert ein bewährtes Mittel, „auch wenn sie in Kreisen der akademischen Ärzte und gut ausgebildeten Chirurgen allmählich in Verruf geriet“<sup>23</sup>.

Besondere Fähigkeiten hatten Juden offenbar in der Augenheilkunde, was sich an den relativ zahlreichen Überlieferungen zu jüdischen Augenärzten und -ärztinnen festmachen lässt.<sup>24</sup> Meist waren Augenärzte auf Wanderschaft, „da die Au-

<sup>19</sup> Efron: *Medicine* (wie Anm. 11), S. 17.

<sup>20</sup> Andernacht: *Regesten* (wie Anm. 1), Nr. 3182.

<sup>21</sup> Moritz Güdemann: *Geschichte des Erziehungswesens und der Cultur der abendländischen Juden während des Mittelalters und der neueren Zeit*. Bd. 3. *Geschichte des Erziehungswesens und der Cultur der Juden in Deutschland während des XIV. und XV. Jahrhunderts*. Wien 1888, S. 196; wiedergegeben bei Mentgen: *Elsaß*, S. 591.

<sup>22</sup> Efron: *Medicine* (wie Anm. 11), S. 37.

<sup>23</sup> Jütte: *Ärzte, Heiler und Patienten* (wie Anm. 15), S. 109.

<sup>24</sup> Treue: *Verehrt und angespien* (wie Anm. 8), S. 186.

genheilkunde in dieser Zeit in der Regel ein ambulantes Gewerbe darstellte“.<sup>25</sup> So stellten sie ihre Kenntnisse „auf Messen und Jahrmärkten“ zur Verfügung.<sup>26</sup> Es gibt jedoch auch Nachweise für Augenärzte, die langwierige Behandlungen durchführten. Zu ihnen gehörte eine jüdische Augenärztin, die im Jahr 1446 einen Brückenzöllner behandelte. Sie tat dies wahrscheinlich über einen längeren Zeitraum, da der Rat der Stadt Frankfurt sie vom Nachtgeld befreite.<sup>27</sup> Dass Juden sich gerade auf dem Gebiet der Augenheilkunde einen Namen machen konnten, liegt zum einen vermutlich daran, dass schon Juden in Nordafrika seit dem frühen Mittelalter die Augenheilkunde als ihr Spezialgebiet entdeckt hatten. Zum andern „überließ man [...] meist auswärtigen Chirurgen, die in unregelmäßigen Abständen in der Stadt Station machten“ das Handwerk, weil „das eine sichere Hand und viel Erfahrung erforderte“<sup>28</sup>, die jüdische Augenspezialisten wahrscheinlich im Gegensatz zu ansässigen Wundärzten aufweisen konnten. Ein Beispiel findet sich in Nürnberg: Josep des Kassers sun augenarzt<sup>29</sup>, der 25 Gulden zu zahlen hatte, um in Nürnberg sesshaft zu werden. Hier ist nicht eindeutig, ob sich die Bezeichnung augenarzt auf den Vater oder den Sohn bezieht, wahrscheinlich waren beide in der Augenheilkunde bewandert. Die genaue Berufsnennung macht eine tatsächliche Tätigkeit als Augenarzt wahrscheinlich.

Natürlich beherrschten „Judenärzte“ auch weitere Behandlungsmethoden wie das Verbinden von Wunden, das Schienen von Brüchen und ähnliches. Der Fall eines jüdischen Zahnarztes ist in einer Nürnberger Quelle vom 23. September 1483 belegt:

„Maister Mann den Juden zanprecher von Vorchheim kain gelaytt zu geben, ursach halben das er zu zeitt der laubross hie yetzo einen andern Juden genant Kalman ettwan umb die Snelwayde gestreng geslagen hatt.“<sup>30</sup>

<sup>25</sup> Ebd., S. 186.

<sup>26</sup> Ebd., S. 189.

<sup>27</sup> Ebd., S. 189. – Andernacht: Regesten (wie Anm. 1), Nr. 821.

<sup>28</sup> Jütte: Ärzte, Heiler und Patienten (wie Anm. 15), S. 23.

<sup>29</sup> Moritz Stern (Hg.): Die israelitische Bevölkerung der deutschen Städte. Ein Beitrag zur deutschen Städtegeschichte. Mit Benutzung archivalischer Quellen. III. Nürnberg im Mittelalter. Kiel 1894–1896, S. 65 (1429 Jan. 27); „Mer hat gedingt Josep des Kassers sun augenarzt daz jar umb 25 guldein in eodem forma. Dedit dieselben 25 guldein. (Hat selber abgesagt).“

<sup>30</sup> Stern (Hg.): Die israelitische Bevölkerung, III (wie Anm. 29), S. 306 (1483 Sept. 23).

Hier handelt es sich also um einen jüdischen Zahnarzt aus Forchheim, der offenbar zur Zeit der Laubross, also während des Laubhüttenfestes, seinen Galubensgenossen Kalman geschlagen hat. Zu seiner Tätigkeit als Dentist sagt die Quelle leider nichts.<sup>31</sup>

Zur praktischen Tätigkeit der Ärzte gehörte auch das Verfassen von Rezepten, die zum Teil in Sammlungen überliefert sind. Diese waren auf Hebräisch, Deutsch oder Jiddisch geschrieben.<sup>32</sup> Die Zusammenstellung dieser Rezepte ist für heutige Leser nicht unbedingt vertrauenerweckend. In jener Zeit wurden die verschiedenen Tinkturen, Salben oder andere Behandlungsmethoden aber sehr wahrscheinlich angewandt.<sup>33</sup> Für einige der Rezepte sind ausdrücklich Juden als Autoren benannt.<sup>34</sup> So sind vier Rezepte überliefert, die in der Forschung zum Teil als Werke Jakobs von Landshut diskutiert werden. In dem wohl bekanntesten dieser Rezepte versuchte er eine kranke Person von „Kopfweh, Ohrenscherzen oder gar Taubheit“ zu befreien.<sup>35</sup> Man glaubte damals, dass derartige Krankheiten von einem Wurm stammten, „der einem Schlafenden ins Ohr kroch und dort mit seinen Zangen sein Opfer peinigte“.<sup>36</sup> Deshalb empfahl das Rezept, einen aufgeschnittenen Apfel ans Ohr zu halten, in den dieser Quälgeist kriechen und somit den Patienten nicht weiter quälen konnte:

<sup>31</sup> Ob Maister Mann in Nürnberg sesshaft war, oder nur zur Feier des Laubhüttenfestes die Stadt besuchte, lässt sich nicht mit Bestimmtheit sagen, ist jedoch zu vermuten. Wahrscheinlich wollte man ihn daran hindern, sich der Verantwortung für seine Tat zu entziehen, indem man ihn in der Stadt behielt. Wäre er in Nürnberg ansässig gewesen, hätte man jederzeit die Möglichkeit gehabt, ihn zu belangen. Allerdings ist der Namenszusatz „von Vorcheim“ kein Beweis für einen aktuellen Wohnsitz, da es sich bei solchen Zusätzen meist um eine Herkunftsbezeichnung handelte, nicht zwangsläufig um einen aktuellen Status.

<sup>32</sup> Mordechai Breuer, Yacov Guggenheim: Die jüdische Gemeinde, Gesellschaft und Kultur. In: Arye Maimon, Mordechai Breuer, Yacov Guggenheim (Hg.): *Germania Judaica*. Bd. III, 1350–1519. 3. Teilband. Tübingen 2003, S. 2079–2138; hier: S. 2127.

<sup>33</sup> Volker Zimmermann: Jüdische Ärzte und ihre Leistungen in der Medizin des Mittelalters. In: Würzburger medizinhistorische Mitteilungen. Bd. 8, 1990, S. 201–206; hier: S. 204.

<sup>34</sup> Peter Assion: Jakob von Landshut. Zur Geschichte der jüdischen Ärzte in Deutschland. In: Sudhoffs Archiv. Bd. 53. Wiesbaden 1969, S. 270–291; hier: S. 283.

<sup>35</sup> Josef Kirmeier: Jakob von Landshut, ein jüdischer Arzt des 14. Jahrhunderts. In: Manfred Tremel, Wolf Weigand (Hg.): *Geschichte und Kultur der Juden in Bayern. Lebensläufe*. (= Veröffentlichungen zur Bayerischen Geschichte und Kultur, Nr. 18/88) München 1988, S. 25–30; hier: S. 25.

<sup>36</sup> Ebd., S. 25.

„Item nym eynen suessen appell vnd broit den vnd snyt den vff vnd halt den vur die oeren, so geit er her vß. Probatum est per magistrum Jacobum de lanczhott.“<sup>37</sup>

Der Zusatz „Probatum est per magistrum Jacobum de lanczhott“<sup>38</sup> verweist auf die Anwendung durch Jakob von Landshut. Georg Spitzelberger führt auch das folgende Rezept auf Jakob von Landshut zurück.<sup>39</sup> Diese Zusammenstellung für ein Bad gegen Gliederschmerzen wurde aufgrund der erfolgreichen Anwendung aufgeschrieben, wenn auch nicht von Jakob selbst. Es heißt in einer Pergamenthandschrift aus dem 15. Jahrhundert:

„Ain guot pad zu k[r]umpen gelidern ist bewärt worden. Nym walsch nus pawm laub und vaist nessel, die vnder den zewn stent und nit prennent als vast als die andern nessel, und die witpfl ab den k[r]anwid stauden, vnd glogkelkraut, das in zewn vnd hegken stet, vnd plabe plüml, hat (!) mit wurtz mit all, ains als vil als des andern, leg es miteinander in ain kessel vol wassers in ainen sack, lass es lang sieden als ain flagkenkraut, vnd so es wol gesoten sey, so truck das wasser wol aus dem sack vnd den saft. Nym das wasser aus dem kessel, geus es in ein pad wannen, thuo den ausgedruckten saft darein und pad dich darinn iij tag. Darnach venew es wider umb in obeschribner mass, das sol man so lang tun, bis das ainer wol enphint guote wagrung. Also hat ein Jud einem (!) Ritter ze landshuot gesunt gemacht, dem alle seine gelider emphallen sein, das er sy nit aufgeben mocht. Item darnach ist es auch mer bewärt worden.“<sup>40</sup>

Man sollte also italienisches Nussbaumlaub, Taubnesseln, die Spitzen des Wacholder, Glockenkraut, blaue Blümchen mit Wurzeln zusammen aufkochen, solange, wie man dies bei Tintenkraut<sup>41</sup> täte. Nachdem man das Wasser abgegossen habe, sollte man den Saft aus den Pflanzen pressen und ins Badewasser gießen. Drei Tage lang war dieses Bad anzuwenden, danach

<sup>37</sup> Wolfgang Hirth: Zu Jakob von Landshut. In: Sudhoffs Archiv. Bd. 52, H. 1. Wiesbaden 1968, S. 79–82; hier: S. 81

<sup>38</sup> Ebd.

<sup>39</sup> Georg Spitzelberger: Die Juden im mittelalterlichen Landshut. In: Verhandlungen des Historischen Vereins für Niederbayern. 110–111 (1984–1985), S. 165–237; hier: S. 218 f.

<sup>40</sup> Pergamenthandschrift 20 Cod. ms. 578 der Universitätsbibliothek München, Bl. 74v–75r; wiedergegeben bei Assion: Jakob von Landshut, S. 282.

<sup>41</sup> Die Zutaten Glockenkraut und Tintenkraut sind freie Übersetzungen, da leider in keinem Lexikon eine entsprechende Pflanze zu finden war.

musste man es erneuern und so lange anwenden, bis man sich besser fühlte und die Glieder nicht mehr schmerzten. Bei diesem Rezept ist eindeutig das heilkundliche Wissen des jüdischen Arztes Jakob erkennbar. Inwieweit die verwendeten Pflanzen tatsächlich eine heilende Wirkung hatten, müssten Medizin oder Pharmazie überprüfen.

Von besonderem Interesse ist außerdem, dass vor allem aus dem 15. Jahrhundert mehrere Quellen zu jüdischen Medizinerinnen überliefert sind. Möglicherweise lag der höhere Anteil an weiblichen Heilkundigen zu dieser Zeit an einem Mangel an Ärzten im deutschsprachigen Raum.<sup>42</sup> Zu den bekannteren zählten zum Beispiel Sara von Würzburg, die am 2. Mai 1419 von Erzbischof Johann II. von Würzburg die Erlaubnis bekam, als Ärztin zu arbeiten.<sup>43</sup> Um 1430 ist die Augenärztin Rebekah Zerlin in Frankfurt belegt.<sup>44</sup> Zu Beginn der frühen Neuzeit übte eine Jüdin namens Morada in Günzburg den Beruf einer Ärztin aus.<sup>45</sup>

Wie sich an den genannten Beispielen schon zeigt, gab es speziell in Bayern<sup>46</sup> viele „Judenärzte“. Es finden sich in 24 Orten Quellen zu jüdischen Medizinern. Einige davon waren in verschiedenen Städten ansässig und sind daher mehrfach belegt. In der untenstehenden Karte sind diese Orte im heutigen Bayern verzeichnet.

Hier lässt sich erkennen, dass von 24 Städten allein zwölf in Franken und hiervon fünf in Oberfranken liegen. Schwaben kommt gleich an nächster Stelle mit ebenfalls fünf Städten, in denen sich jüdische Ärzte nachweisen lassen. Allerdings ist dieser Befund mit Vorsicht zu bewerten, da die Quellen generell noch nicht ausreichend erschlossen sind, so dass in weiteren bayerischen Orten jüdische Ärzte tätig gewesen sein könnten.

<sup>42</sup> Ingrid Oberndorfer: Jüdische Ärztinnen im Mittelalter. In: David 15 (2003), S. 36–37; hier: S. 36.

<sup>43</sup> Meir Wiener (Hg.): Regesten zur Geschichte der Juden in Deutschland während des Mittelalters. Erster Theil. Hannover 1862, Nr. 517.

<sup>44</sup> Samuel Vaisrub: Medicine. In: Encyclopaedia Judaica. Volume II, Jerusalem, Sp. 1178–1211; hier: Sp. 1190.

<sup>45</sup> Oberndorfer: Ärztinnen (wie Anm. 42), S. 36.

<sup>46</sup> In meiner Magisterarbeit mit dem Thema „Jüdische Ärzte im mittelalterlichen Deutschland, insbesondere in Bayern“ bei Frau Prof. Dr. Eva Haverkamp habe ich mich neben den jüdischen Ärzten in ihrer jüdischen und der christlichen Umwelt mit der Ausbildung und dem Leben der Judenärzte beschäftigt. Hauptaugenmerk lag jedoch auf den jüdischen Medizinern in Bayern. Im Zuge dessen habe ich die jüdischen Heilkundigen aus Nürnberg, Regensburg, Rothenburg ob der Tauber und Würzburg genauer untersucht.



© stepmap

2 In 24 bayerischen Orten finden sich Quellen zu jüdischen Ärzten

Zusammenfassend ist zu betonen, dass diese Abhandlung nur einen sehr kleinen Ausschnitt aus dem Leben und Wirken jüdischer Ärzte im mittelalterlichen Deutschland zeigt und dieses Thema weiterer eingehender Untersuchungen bedarf.

## BILDNACHWEIS

Abb. 1: Samuel S. Kottke: Healing in Jewish Law and Lore. In: Natalia Berger (Hg.): Jews and Medicine. Religion, Culture, Science; Based on the Exhibit at Beth Hatefutsot, The Nahum Goldmann Museum of the Jewish Diaspora. Tel Aviv 1995, S.33–43; hier: S. 35. Abb. 2: Diese Karte wurde von der Autorin auf [www.stepmap.de](http://www.stepmap.de) selbst erstellt. Zusammengestellt nach Belegen in der Germania Judaica (wie Anm. 4). Bd. III. 1350 – 1519. 3. Teilband.